Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 21 (1924)

Heft: 10

Artikel: Hans Gratis

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-837543

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Armenpfleger

Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge.
Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz.
Beilage zum „Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeinde-Verwaltung".

Redaktion: Pfarrer A. Wild, Zürich 2. | Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

„Der Armenpfleger" erscheint monatlich.
Jährlicher Abonnementspreis für direkte Abonnenten Fr. 6.—, für Postabonnenten Fr. 6.20.
Insertionspreis pro Nonpareille-Zeile 20 Cts.

21. Jahrgang | 1. Oktober 1924 | Nr. 10

Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet.

Einladung

zur XVII. Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz auf Montag, den 20. Oktober 1924, vormittags 11 Uhr, im Kantonsratssaal Zug.

Traktanden:

1. Eröffnung durch den Präsidenten der ständigen Kommission.
2. Bestellung des Tagesbureaus und Ansprache des Tagespräsidenten.
3. **Das revidierte Konkordat betreffend wohnörtliche Unterstützung.** Referent: Regierungsrat Dr. **Wey**, Luzern.
4. **Praktische Anwendung einiger Bestimmungen des Schweizerischen Zivilgesetzbuches.** Referent: Pfarrer **A. Wild**, Zürich.
5. Rechnung pro 1923 und Revisionsbericht.
6. Allfälliges.

Der freundlichen Einladung von Zug, unsere Konferenz dort abzuhalten, bitten wir, recht zahlreich Folge leisten zu wollen, und entbieten allen Armenpflegern zu Stadt und Land hochachtungsvollen Gruß.

Für die ständige Kommission:
Der Präsident: **Fr. Keller**, Armeninspektor, Basel.
Der Aktuar: **A. Wild**, Pfarrer, Zürich 2, Stockerstr. 41.

Nach Schluß der Konferenz findet ein gemeinsames Mittagessen im Hotel Löwen, Zug, statt. **Anmeldungen hiefür sind dem Aktuar bis spätestens den 18. Oktober einzureichen.**

Hans Gratis.

(Ein Sittengemälde aus Wohlfahrtingen.)

„Bist Du bald fertig mit Deiner dummen Frivolitéarbeit, hättest auch Gescheiteres zu tun," herrschte die Mutter ihre 19jährige Tochter Irmgard an; „es ist einfach empörend mit der heutigen Jugend, nichts lernen sie recht, wenn's ans Strumpfflicken geht, hört ihr Können schon auf ..." „Ach, Mutter, das hast Du mir schon so oft gesagt, daß ich mich bereits daran gewöhnt, Du findest an uns Jungen auch gar keinen guten Faden mehr. Schöne Sachen anzufertigen, ist doch kein Unrecht —" „ja, wenn man's vermag, und nicht zu viel Zeit

dafür verschwendet" — wollte die Mutter einwenden, aber schon klang es ihr spitzig entgegen: „Vermögen? als ob das ein Vermögen kostete, wenn ich ein paar schöne Handarbeiten mache für die Aussteuer."

Die Mutter, Frau Wettig, schlug hinter sich die Türe zu und brummte etwas vor sich hin von immer das letzte Wort haben wollen und von der Vielbräuchigkeit und Unbescheidenheit der jungen Leute der Jetztzeit. „Alles Zureden hilft ja nichts, es ist der Geist der Zeit," seufzte sie und begann mit der Zurüstung des Nachtessens. — Irmgard aber setzte sich mit der Frivolitéarbeit ans Fenster und wartete auf den Briefträger, der heute wieder einmal auffallend lange mit den Nachbarn sich unterhielt. „Du, Mutter, der Vater kommt schon heim, ist das Nachtessen parat?" „Bald, decke schnell den Tisch; in einer Viertelstunde können wir essen."

Wie der Hausvater die Stube betrat, beugte er sich mit sichtlicher Freude über die Arbeit der Tochter und machte ihr ein Kompliment über ihre Kunst. „Sieh da," rief triumphierend das Mädchen hinaus in die Küche, „mein Vater lästimiert meine Arbeit anders als Du, er frägt nicht allemal zuerst, was es kostet! — Uebrigens, ich habe nicht lange Zeit für's Essen, wir haben noch Vorstandssitzung vom Damenturnverein mit wichtigen Traktanden, aber es ist so langweilig mit dem Ausflug, einige wollen aus Sparsamkeitsgründen nicht mitmachen. Diesen Abend wird sich zeigen, was mit ihnen zu geschehen hat." Irmgard hatte sich ganz in den Eifer hineingeredet.

„Ich weiß nicht, wie das herauskommt, wenn die zwei heiraten," hob die Mutter bekümmert an, als Irmgard das Haus verlassen, er auf allen Sportplätzen und in weiß Gott wie vielen Vereinen, sie ein junges, unerfahrenes Ding, das sich nichts sagen und nichts raten läßt und an den Hausgeschäften keinerlei Freude hat — auf ihr gutes Turnen gebe ich nichts." — Nachdenklich senkte sie den Kopf und wartete auf Antwort. „Mußt halt den Jungen ihre Freude auch lassen, 's ist jetzt einmal so, anders als zu unsern Zeiten. Laß nur erst die Sorge bei ihnen Einkehr halten ..." „Kommt, mein' ich, bald genug," fuhr Frau Wettig dazwischen, „weißt Du auch, wie sie die Aussteuer auf Kredit bezogen und später die Abzahlungen sicher nicht leisten können? Sparen kann ja weder das Eine noch das Andere." Der Vater war aufgestanden. Eine innere Unruhe kam über ihn. Er suchte nach der Pfeife, aber sie zog nicht recht an diesem Abend. Unwillig legte er sie weg. „Wenn's halt nicht geht, so wird früher oder später die Gemeinde helfen müssen, seine Heimatgemeinde ist wenigstens —" „Was? Du sprichst von solchen Aussichten, das kann doch nicht Dein Ernst sein," mahnte die Mutter. „Ich meine nur ... im Notfall ..." „sind wir in erster Linie da," ergänzte Frau Wettig den unglücklichen Satz.

Im Mai war Hochzeit. Mit zwei Autos. Es wurde Betreibung nötig, bis sie bezahlt waren. Die beidseitigen Eltern hatten für die Kosten einzuspringen. Hans Gratis, der junge Ehemann, mietete eine Dreizimmerwohnung und arbeitete im Wald als Taglöhner. Schon am Hochzeitstage sprach er davon, daß demnächst der Lohn erhöht würde. Die Beiden ließen sich Kantine aus der benachbarten Wirtschaft bringen, zum Morgenessen nahm Hans im Vorbeigehen einen Schnaps, wenn seine Frau noch nicht zum Kochen gekommen war. Eines Tages brachte der Briefträger einen Chargé, sie mußte unterschreiben und erschrak, als sie den Briefkopf las: Möbelgeschäft Tinner & Cie. in Pumpfelden. Die vereinbarte Rate sollte bezahlt werden bis morgen ... Schulden häuften sich auf Schulden, und eines Tages brauchte Vater Wettig den Ausdruck Mißwirtschaft,

ja er sprach von der Möglichkeit einer Heimschaffung, damit die Vielbräuchigkeit aufhöre.

Jetzt regte sich in Hans Gratis der beleidigte Stolz. Er als Ehrenmitglied verschiedener Vereine, mit ein paar Kränzen und Bechern im Glaskasten durfte sich so etwas denn doch nicht bieten lassen. Es hagelte Vorwürfe über seine Frau, sie verstehe nichts, wenn er einst gewußt hätte, was er jetzt wisse und erfahren müsse, dann —. Frau Gratis blieb kalt. Ruhig und gelassen hielt sie ihm entgegen, wie er immer gutes Essen bestelle, wie er jetzt noch meine, bei jeder Abendunterhaltung und bei jeder Festlichkeit dabei sein zu müssen, wie das viel Geld verschlinge, mit einem Wort, sie blieb ihm nichts schuldig, sie verteidigte sich glänzend. Sie holte zum letzten schwersten Schlage aus: Wenn's ihm nicht mehr gefalle, könne er ja wieder gehen, woher er gekommen sei, verschlimmern werde sich ihr Los deshalb kaum. Hans war bestürzt. Derartige Wahrheiten und Drohungen hatten die Wände seiner Stube noch nie gehört. „Kannst jetzt aufhören mit Deiner Ansprache," unterbrach sie der Gatte, „wenn wir am Seenachtfest noch einen rechten Platz bekommen wollen ..." Sie warf sich schnell in Toilette, er half ihr sorgsam, das Jaquette anziehen, dann gings mit dem Zug dem See entgegen. Wer die beiden beobachtete, spürte nichts mehr von deprimierenden Wirkungen der abendlichen Szene; sie freuten sich am Feuerwerk und speisten gut.

Irmgard sah kommendem Mutterglück entgegen. Aber sorglos. Bei den ersten Beschwerden ging sie auf Anraten einer Freundin in die Klinik und ließ sich gratis behandeln. Die Hebamme, die eines Tages auch noch gerufen wurde, erkundigte sich so beiläufig nach der Zahlungsfähigkeit und empfahl die Anmeldung bei der Behörde in Wohlfahrtingen, weil der Mann bei diesem kleinen Einkommen unmöglich für die Kosten aufkommen könne. Ueberdies dürfe man in solchen Fällen sich beim Wöchnerinnenverein und bei der Fürsorge wegen Kinderwäsche und andern notwendigen Sachen verwenden, sie werde das alles schon besorgen. Ganz gerührt dankte Frau Gratis für diese aufopfernden Ratschläge und beichtete am Abend ihrem Gatten, wie leicht und billig hier alles zu haben sei, sie hätte es nie gedacht und sich ganz unnötige Sorgen gemacht. Anfänglich wehrte der Mann ab. „Du könntest schon einiges selber machen, das ist mehr oder weniger Bettelei. Wozu auch? wehrte sich Irmgard, wenn ich doch dies alles gratis bekomme? Ich wäre doch dumm, mich noch anzustrengen, die Leute wissen offenbar, wie arm wir sind. „Arm?" Das Wort tat dem Hans eigentlich weh. Gehörte er wirklich schon zu den Armen, Unterstützungsbedürftigen? Mußte er sich hier einreihen lassen?

Als er davon seinen Mitarbeitern im Walde erzählte und so halb sich schämen wollte, höhnte einer: „Du wirst Dir das Schämen schon noch abgewöhnen, man nimmt doch, wenn man's einem förmlich aufschwätzt, es ist doch selbstverständliche Pflicht der Gemeinschaft, daß sie" — „Was sie?" hob der dicke Sämi an, „was sie? Der Staat ist zum Unterstützen da, das ist seine erste Pflicht, er stiehlt den Leuten mit den Steuern genug ab, also soll er es hier bei uns wieder abladen, ha, ha, ha." „Das ist einmal eine vernünftige Meinung," bestätigte ein Dritter, und Hans dachte: „So wage ich es, mir helfen zu lassen; seitens der Andern ist es Pflicht, und meinerseits ..." Den Gedanken dachte er nicht bis an's Ende. Er wandte sich später noch an die Mütterberatungsstelle und erhielt den Bescheid, sofern dann etwas nötig werde, möchte er getrost vorsprechen. Auch Frau Direktor Braumann erkundigte sich nach dem Befinden seiner

Frau und anerbot ihre Hilfe. Sie habe gehört, daß die jungen Leute in der Klemme seien. Sie helfe gern.

Wenige Tage vor der Geburt begab sich Frau Gratis in die Klinik. Ein wohltätiger Frauenverein leistete Gutsprache. Der kleine Hans war ein gesundes Bübchen und machte dem Vater viel Freude. Dieser drängte aber darauf, daß Frau und Kind nicht allzulange im Spital auf fremder Leute Kosten weilen, er wolle jetzt auch sorgen dürfen. Aber das ging nicht so leicht. Es kam Bericht, daß die Gutsprache verlängert worden sei, weil seine Frau noch der Erholung bedürfe. Erst nach 4 Wochen kehrte sie heim. Andern Tags erschien eine elegant gekleidete Dame mit einem Notizbuch und fragte nach den Personalien. „Sind Sie bisher auch schon von irgend einer Seite unterstützt worden?" lautete die Schlußfrage. „Nein," erwiderte Frau Gratis, „nicht daß ich wüßte. Das heißt, den Spital hat man uns bezahlt, und gegenwärtig kann ich gratis Milch beziehen, aber unterstützt wurden wir bisher nicht ..." Die Dame konstatierte, daß in dieser Haushaltung offenbar Mangel herrsche, versicherte die arme Mutter ihrer Teilnahme und versprach weitere Hilfe.

Der kleine Hans wuchs auf, die Eltern wußten selbst nicht, wie schnell er so groß geworden. Er war zwar bleich. Sonntags durfte er jeweilen im Kinderwagen mit an Festlichkeiten und in's Wirtshaus, bekam auch zur Stärkung etwa Wein oder einen Schluck Bier, nebst Schokolade und Güetzi. Das kostete ja nicht viel, und der Bube lachte vergnügt. Aber er blieb bleich und hatte schwache Knochen. Eine Nachbarin meinte, es sei die englische Krankheit und empfahl Konsultation in der Klinik. Richtig: Die Aerzte konstatierten schwachen Knochenbau, Blutarmut, Unterernährung. „Was soll denn mit meinem Kind geschehen, wir haben ja keine Mittel, ihm eine Kur zu ermöglichen," fragte in weinerlichem Tone die scheinbar tief bekümmerte Mutter. „Es ist das Einfachste, das Kind komme in ein Kindererholungsheim, wir nehmen an, im Bedürfnisfall werden sich Instanzen finden, die für die Kosten aufkommen."

Der Vater fand diese Vorschläge einleuchtend und überzeugend. Nur eines kam ihm sonderbar vor, daß er zu allem nichts zu sagen hatte und diese Dinge, auch das Finanzielle, ganz ohne seine Mitwirkung geregelt wurden. „Haben die Herren nicht nach meinem Einkommen gefragt? Hast Du nichts davon verlauten lassen, wir wollen selber auch etwas bezahlen?" fragte Gratis. „Wo man nicht frägt, da antwortet man nicht, 's ist doch nicht nötig, diesen Herren alles auf die Nase zu binden, sie redeten von „Information", das wird genügen. Was das ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich noch eine dritte oder vierte Krankheit neben den andern ... Aber wenn uns die Herren helfen wollen, warum sollten wir die Hilfe nicht annehmen, wir haben ja sonst zu kratzen genug und kommen nicht einmal dazu, Steuern und Abzahlungen in Ordnung zu bringen — übrigens sagte mir gestern die Nachbarin, Leute in unsern Verhältnissen brauchen weiß Gott keine Steuern zu bezahlen, wir sollen um Stundung oder Erlaß nachsuchen und angeben, daß wir ein krankes Kind haben." Frau Gratis schwatzte weiter und erwähnte noch, wie sie nicht die Einzige sei, die viel Schulden im Ladenbüchli und beim Metzger habe, diese Herren vermögen schon zu warten.

Vater Hans setzte sich ans Bett des Kleinen und seufzte. „Ach," tröstete die Mutter, „zum Seufzen ist es nicht, wir müssen wenigstens nichts bezahlen, wenn er fort muß." — „Um das handelt es sich gar nicht," wollte Gratis einwenden, aber schon tönte es: „Ja, ja, so seid ihr Männer, ihr überlasset alles Sorgen den Frauen, wenn ich mich nicht umgetan, könnte unser armer Hansli sterben

und verderben, Du kümmerst Dich ja nicht um ihn!" Vater Gratis schwieg, seine Frau dachte anders als er. — „Aus was hättest du übrigens, wenn's zum Zahlen gekommen wäre, zahlen wollen?" rief ihm die Mutter in's Nebenzimmer nach.

Hansli kam ziemlich weit fort. Die Frauen, die im Auftrag einer Kommission ihn abholten, schienen plötzlich stutzig zu werden: Was, nur ein Kind und keinen Rappen Beitrag und obendrein dieser Aufwand an Kleidern, wer mag wohl da verfügt haben?" So und anders sprachen die zwei untereinander, eine blickte noch im Vorbeigehen in die sehr unordentliche Küche hinein: „Nimmt mich nicht wunder —." Dann entführte die Droschke den Kleinen nach dem Bahnhof. Als die Abreisenden schon eingestiegen, erkundigte sich Frau Gratis noch, wo denn das Kindersanatorium sei, in welchem ihr Liebling untergebracht würde.

Schon nach einem halben Jahr durfte Hansli abgeholt werden. Es war im Spätsommer, und Frau Gratis schlug vor, mit der Abholung eine Reise zu verbinden, sie habe das Berner Oberland noch nie gesehen, Rundreisebillets seien ja billig, und man müsse auch etwas haben für alle Mühe. „Die Leute werden zwar allerlei wissen und finden, zuerst könnten die Schulden —" „'s ist mir fast auch so," unterbrach sie der Gatte, „ich weiß nicht ..." „Ach, dummes Zeug mit Deinen Bedenken, unsereins sollte immer nur schinden und sparen, und die Herren werfen das Geld nur so zu den Fenstern hinaus für Ferien und Kuren, schließlich hat unsereins auch Nerven und darf sich Erholung gönnen, wir Frauen sind doch notwendig für den Haushalt." Diese Beweisführung brachte auch den vorher nachdenklichen Vater auf andere Gedanken. Die Garderobe wurde ergänzt, das Billet bestellt, und eines schönen Tages wanderten die zwei, begleitet von den Verwünschungen einiger Nachbarn, zum Bahnhof.

„Da hört doch alles auf, keinen Rappen bezahle ich mehr für wohltätige Zwecke, da sieht man, wie es verwendet wird und vergeudet, nicht einen Rappen zahlen die Gratis für ihr Kind und reisen dann nobel im Land herum, wir andern aber dürfen für derartige Schmarotzer sparen und Steuern bezahlen, es ist zum Verrücktwerden." So klang das Volksurteil über die Vergnügungsreise. „Kein Schamgefühl, nur Frechheit, sich alles zu erlauben, wo sich andere zehnmal besinnen würden," fügte ein pensionierter Eisenbähnler hinzu. „Man sollte Mitteilung machen." „Ja, fiel mir ein," wehrte Herr Müller ab, „da hieße es sofort weit und breit, man habe kein soziales Verständnis. Heute muß alles begriffen, verstanden und verziehen werden. Moralische Werte und Pflichten kommen nicht in Betracht. Der Mensch ist nur noch das Produkt seiner Verhältnisse, kommt er durch eigene Schuld herunter, so ist die Allgemeinheit da, alles wieder gut zu machen, — Geist der Zeit, hilft nichts, dagegen anzukämpfen. Schließlich tröstet wenigstens der Gedanke, lieber einmal oder zweimal einen Unwürdigen unterstützen, als irgendwo verschämter Armut gegenüber hart zu sein. Aber hier ist's unverschämte Armut, Herr Müller, wir haben gestern im „Frohsinn" darüber einen Disput gehabt ..." „So, im Wirtshaus sitzt man über die Menschen zu Gericht? Bei Bier und Wein?" Herr Müller sagte dies mit einer solchen richtenden Bestimmtheit, daß die übrigen Richter für diesmal verstummten.

Glückstrahlend kehrten die Eltern heim, und die Nachbarn sagten ihnen, wie sie doch recht gehabt, ein wenig auszuspannen, und wie man ihnen die seltene Freude habe gönnen mögen. — Frau Gratis schilderte die Reiseerlebnisse so eifrig, daß sie darob schier vergaß, zu erwähnen, wie gut sich Hansli erholt habe. Schon am folgenden Tag brachte sie dem Kleinen von den ersten teuren Trauben vom Markte heim. Er verdarb sich damit seinen Magen und der gerufene

Arzt machte ihr Vorwürfe. Sie erzählte abends ihrem Manne, der Kleine habe zu wenig Diät, sie wolle einmal in der Apotheke etwas dafür holen. — Der Vater fuhr sie an: „So, jetzt muß natürlich unser Bubi wieder verdorben werden, nachdem er sich so schön erholt, und was werden die Leute sagen, wenn sie Dich mit den teuren Trauben gesehen? Wenn der Kleine nochmals erkrankt, bist dann Du schuld ...“ Frau Gratis klagte über starke Kopfschmerzen und begab sich frühzeitig zu Bett. Der Knabe aber schrie die ganze Nacht.

Es blieb nichts anderes übrig, als daß der Arzt nochmals gerufen werde. Er kam und untersuchte: „Hat das Kind etwas Unreifes gegessen?“ wandte er sich in vorwurfsvollem Tone an die Mutter. „Nicht, daß ich wüßte, ein paar Trauben —“ „So, da haben wir's, aber offensichtlich ziemlich viele, war nicht Ihr Kind jüngst zur Kur fort? Wenn Sie so weiterfahren, ist allerdings der Kurerfolg bald wieder weg.“ Er verordnete eine Medizin und entfernte sich, schärfte aber der Mutter ein, ja recht vorsichtig zu sein. Diät leben sei jetzt das Wichtigste. „Schon wieder Diät,“ wiederholte Frau Gratis langsam für sich. Sie klagte der Hebamme ihr Leid. „Es laufen wieder Kosten auf.“ Und der gute Rat der Vielerfahrenen lautete: die vielgeplagte Mutter möchte einfach um eine Armenarztbewilligung einkommen, unter solchen Umständen könne ihr doch nicht zugemutet werden, noch selber zu bezahlen. Vater Gratis war diesmal einverstanden und erhielt dafür von seiner Frau das Kompliment, allmählich werde doch auch er vernünftiger.

„Wohnt hier Familie Gratis?“ fragte ein fein aussehender Herr unten an der Haustüre. „Ich komme im Auftrag der Kinderhilfskommission, es ist uns aus diesem Haus ein neuer Fall gemeldet worden, ein Kind müsse da wegen Armut und Unfähigkeit der Eltern weggenommen und in einer Anstalt versorgt werden. Glauben Sie,“ wandte er sich an den Hausmeister, „sind die Eltern imstande, einen Teil der Kosten zu tragen? Man sagte mir, der Lohn sei nicht groß, und sie hätten noch von früher viel Schulden.“ „Mit dem Lohn,“ hob der Gefragte an, „steht's gar nicht schlimm, schlimmer aber mit dem Mann und mit der Frau. Sie kann nicht haushalten, er sitzt drei oder vier Abende der Woche beim Jassen oder beim Kegeln und meint, mit den heimgeholten Preisen die Ausgaben herauszuschlagen, obendrein macht er fleißig beim Schützenverein mit und ärgert sich sehr, daß er noch nie in den Vorstand kam. Jüngst, wurde mir erzählt, hätten ihm einige vorgehalten, er könnte Nötigeres tun als kegeln, das Holz läßt er von andern scheiten ...“ „So, so, tönt's derart,“ meinte der Herr und stieg die Treppe hinauf. Ohne nur zu grüßen, herrschte ihn Frau Gratis an: „Hat Ihnen der Hausmeister wohl schon alles erzählt, was er Tag für Tag über mich und meinen Mann ausspioniert, es ist himmeltraurig, was für schlechte Leute es gibt, Leute, deren einziger Beruf es ist, andere schlecht zu machen ...“

„Ich komme wegen des Knaben, Frau Gratis, und will von vornherein bemerken, daß Ihre Verhältnisse nun auch der Heimatgemeinde geschildert werden, es scheint da Verschiedenes nicht zu stimmen. Vorläufig kommt der Knabe in die Anstalt Kindlikon, für die Kosten —“ „Wir können mit dem besten Willen nichts bezahlen für Hansli,“ weinte Frau Gratis. „Weiß schon, weiß schon,“ brummte der Herr in seinen Bart, schaute der Frau scharf ins Auge und fragte: „Wäre es nicht möglich, etwas weniger für's Kegeln usw. auszugeben?“ „Ja, darf denn mein Mann gar keine Freude mehr haben, mögen Sie ihm nicht einmal das gönnen, dann bleibt der Kleine lieber gerade hier, und wir brauchen uns dann nicht immer dreinreden zu lassen.“ Frau Gratis war böse geworden.

Herr Bilding verabschiedete sich kurz mit den Worten: „Das Weitere wird sich geben."

Diesmal dauerte der Aufenthalt Hanslis länger. Die Eltern erhielten einmal eine Anfrage betreffend Kostendeckung. „Keine Antwort ist auch eine," meinte die Frau, seither blieb alles still. Einmal kam Bericht, der Knabe sei etwas tuberkuloseverdächtig. „Soviel ich weiß, gibt es dafür eine Kommission," äußerte sich die in Fürsorgeangelegenheiten recht gut orientierte Mutter, „ich will einmal nachfragen."

„Es ist leider so," berichtete eines Tages die Fürsorgestelle, „Ihr Kind bedarf längerer Behandlung in einem Sanatorium, die Kosten werden zu zwei Dritteln von uns und zu einem Drittel von privater Seite übernommen." „Es gibt doch immer noch gute Leute auf der Welt, das muß ich sagen," seufzte gerührt der Vater, der gerade mit einem neuen Kranz vom Schützenfest nach Hause zurück kehrte, „bedanken wird man sich nicht müssen, die Herren tun es ja von sich aus . . ."

Kurz vor Schulbeginn durfte der Kleine heimkehren, bei strenger Diät sei mit einer vollständigen Ausheilung des angesteckten Lungenflügels zu rechnen und dem Schulbesuch stehe jetzt wenigstens nichts im Wege. Voller Freude stiftete der Götti einen schönen Thek samt Zubehör, und mit einem gewissen Stolz übergab die Mutter ihr Kind dem Lehrer. Sie meldete es gleich unter Vorlage eines ärztlichen Zeugnisses für die Morgenmilch an, auch Schuhe wären bitter nötig. Wo immer etwas zu holen war, stand Frau Gratis bereit, bis einmal seitens eines mit der Familie näher bekannten Herrn die Bemerkung fiel, Leute mit nur einem Kind und mit regelmäßigem Verdienst brauchten, abgesehen von der Zahn- und Kropfpflege, nicht derart berücksichtigt zu werden. Daß solche Familien alle Wohlfahrtsinstitute geradezu sportsmäßig und gewerbsmäßig ausbeuten, grenze denn doch an unerhörte Frechheit. Frau Gratis machte sich nicht viel daraus. Sie freute sich, daß ihr Mann bei einem Preiskegeln Erster gewesen war und sogar in der Zeitung Erwähnung fand.

Mit der Erziehung Hanslis stand es nicht zum besten. Ließ ihm die Frau alle Unarten durch, so kam ihr der Mann getreulich zu Hilfe, bei jeder Gelegenheit hieß es: Der Kleine bedarf der Schonung, gingen Klagen der Lehrer ein, war man im Hause Gratis über den Grund sofort im Klaren: „Der Lehrer versteht nicht, unsern Hansli zu behandeln, er muß mit Liebe erzogen werden." Als er heimkam mit der Frage des Lehrers, was er werden wolle, fuhr ihn seine Mutter an: „Dafür sind doch die Berufsberater da, man zahlt nicht Steuern, damit man nichts dafür habe. Das fehlte gerade noch, daß die Eltern, die sonst schon den Kopf voll haben, noch solchen Dingen nachlaufen müßten." Der Berufsberater machte ein ernstes Gesicht. Hanslis Noten waren nicht die besten. „Ja, wissen Sie, er hatte auch den Lehrer danach," schimpfte Frau Gratis, als sie zitiert wurde, „er kann nichts dafür und war auch schon krank." Zwei große Tränen tropften aus ihren Augen: „Oh, wenn ich daran denke, was wir mit dem Knaben schon durchgemacht, und wie viel er uns schon gekostet ..." „Hat nicht schon der Jugendanwalt oder die Amtsvormundschaft oder irgend eine Amtsstelle mit Ihrem Jungen zu tun gehabt?" fragte der Berufsberater. „Ja, mag sich vertragen, auf unsereinem reitet die Polizei immer herum, die Herrensöhnli kommen besser weg —" „Geben Sie jetzt, bitte, Antwort auf meine Frage, Frau Gratis," bat ihr Gegenüber mit dem forschenden Auge. „Ja, es heißt, er habe einmal ein wenig gefikt, kaum der Rede wert, ein paar Bleistifte und etwas Kreide, aber sonst nichts." Frau Gratis nahm ihren Knaben beim Aermel und

zog ihn hinaus. „Wir bekommen doch nirgends Recht, armer, armer Hans!" „Ja, wenn die Mutter nur selber wüßte, wie arm der Bursche ist, weil er solche Erzieher hat", seufzte der Berufsberater hinterher, „es ist fast unbegreiflich, daß es immer noch Leute gibt, die sich nicht raten und helfen lassen wollen." Eine Zeitlang später verlautete, Hans Gratis sei nun ganz dem jugendlichen Verbrechertum anheim gefallen und in einer Anstalt interniert. Das Arbeiten fiel ihm außerordentlich schwer. Seine Eltern gaben ihm auch jetzt noch zu verstehen, daß er vollständig unschuldig dastünde, wenn die Richter recht geurteilt hätten. Das verbitterte ihn noch mehr, und er schwur im stillen allen Rache, die sich an ihm so arg versündigt hatten.

Dazu kam es freilich nicht mehr. Vater und Mutter wurden wegen Mißwirtschaft und Trunksucht und weil sie stets von andern Leuten lebten und mit der Zeit ganz arbeitsscheu und liederlich geworden waren, ja alles Zutrauen zu sich selbst verloren hatten, nach der Heimatgemeinde verbracht, das Armenhaus blieb ihr letztes Haus. Sie schimpften viel und oft über die Ungerechtigkeit in der Welt und über die Art, wie man es ihrem armen Hans gemacht.

Beim Jungen zeigten sich bald wieder die Folgen seiner verkehrten Ernährungsweise. Die Eltern schrieben das alles der schlechten Nahrung in der Anstalt zu. Schließlich fand Hans nochmals Unterkunft in einem Sanatorium, wo er nach 3 Monaten starb. Die Heimatgemeinde tat den Eltern den Gefallen, die Leiche nach dem heimatlichen Friedhof überführen zu lassen. Die Leute sagten nach der Beerdigung, aus dem Hansli hätte noch etwas Rechtes werden können, wenn man den Eltern den Weg zur Selbständigkeit nicht verschüttet hätte. Wenn diejenigen Instanzen, die so bereitwillig geholfen, in ihr Geben mehr persönliches Dienen hineingelegt hätten und wenn die Wohltätigkeit nicht von gewissen konkurrenzlustigen Leuten als ein Sport betrieben würde. So und ähnlich tönten Reden und Gegenreden, die Eltern selber aber trösteten sich nachher bei einem Glas Wein: „Wir wenigstens haben uns keine Vorwürfe zu machen, wir haben getan, was wir konnten." Einen Grabstein bekam Hans nicht, der wäre kaum gratis erhältlich gewesen.

E. M.

Die Armenunterstützungspflicht gegenüber einem fälschlicherweise legitimierten Kinde und gegenüber unehelichen, mit Standesfolge zugesprochenen oder anerkannten Kindern.

(Urteil des Bundesgerichtes vom 23. Februar 1924.)

Der in Zürich wohnhaft gewesene Knabe E. W., der als hilfsbedürftiger Ausländer heimgeschafft werden sollte, wurde unmittelbar vor dem Vollzuge dieser Maßnahme von seinem ebenfalls in Zürich wohnhaften Stiefvater, dem Tessiner P. R., vor dem Zivilstandsamt Balerna (Heimatgemeinde des P. R.) fälschlicher Weise legitimiert. Das Zivilstandsamt nahm die Legitimationserklärung entgegen, obschon es dazu nach Art. 261 Z.G.B. nicht zuständig war. Die Heimschaffung des Knaben nach dem Auslande wurde dadurch bis auf weiteres verunmöglicht. Die zürcherische Armendirektion stellte, gestützt auf die neue Sachlage, beim tessinischen Departement des Innern das Gesuch um Uebernahme des Knaben nach Balerna. Der Gemeinderat Balerna wies dieses Gesuch zurück, weil ihm inzwischen bekannt geworden war, daß P. R. gar nicht der Vater des Knaben sein konnte. Auf Betreiben des Gemeinderates wurde die Legitimation